

JACK KEROUAC

BIG SUR – DIE ZERSTÖRUNG

Roman

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Big Sur*
erschien 1962 im Verlag Farrar, Straus and Cudahy.
Copyright © 1962 by Jack Kerouac

1. Auflage Februar 2017
Copyright © dieser Ausgabe 2017 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Kiensch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-504-8
eBook 978-3-86552-505-5

Wie bei Proust besteht mein Werk aus einem gewaltigen Buch, nur dass meine Erinnerungen auf dem Weg geschrieben werden, anstatt im Nachhinein auf dem Krankenlager. Aufgrund der Bedenken meiner frühen Verleger durfte ich für meine Figuren nicht in jedem Werk dieselben Namen verwenden. On the Road, The Subterraneans, The Dharma Bums, Doctor Sax, Maggie Cassidy, Tristessa, Desolation Angels, Visions of Cody und die anderen Bücher inklusive Big Sur sind nur Kapitel im Gesamtwerk, das ich Legende von Duluozenenne. Wenn ich alt bin, möchte ich alle meine Texte sammeln und mein Pantheon gleicher Namen wieder einfügen, um das lange Regalbrett voller Bücher dann zurückzulassen und glücklich zu sterben. Das Ganze ergibt eine riesige Komödie aus dem alleinigen Blickwinkel des armen Ti Jean (ich), auch bekannt als Jack Duluozen, über diese Welt aus rasender Action und Verrücktheit und auch aus sanfter Süße, gesehen durch die Schlüssellocher seiner Augen.

Jack Kerouac

1

Die Kirchenglocken wehen ein trauriges, windverzerrtes »Kathleen« in die heruntergekommenen Viertel des Slums, als ich kummervoll und klebrig erwache, stöhnend, weil ich schon wieder auf Sauftour war, vor allem aber stöhnend, weil ich meine »geheime Rückkehr« nach San Francisco verbockt habe, indem ich mich sinnlos betrank und mit Rumtreibern in den Gassen versteckte und dann nach North Beach reinmarschiert bin, um alle zu sehen. Und das, obwohl Lorenzo Monsanto und ich uns ellenlange Briefe geschrieben hatten, in denen wir uns ausmalten, wie ich mich leise in die Stadt stehlen, ihn dann anrufen und dabei einen Codenamen wie Adam Yulch oder Lagaly Pulvertaft (ebenfalls Schriftsteller) benutzen würde, und wie er mich dann heimlich zu seiner Hütte in den Wäldern von Big Sur fahren würde, wo ich sechs Wochen lang allein und ungestört sein könnte und nichts anderes tun würde als Holz hacken, Wasser holen, schreiben, schlafen, wandern usw. usw.

Doch stattdessen bin ich betrunken in seinen City Lights Buchladen geplatzt, und das am Samstagabend, als am meisten los war, und alle haben mich erkannt (obwohl ich meine Verkleidung aus Fischermütze und -jacke und wasserdichter Hose getragen habe). Die ganze Sache endete dann in einem grölenden Saufgelage durch alle bekannten Kneipen: Der verdammte »König der Beatniks« ist wieder in der Stadt, und er gibt jedem einen aus.

Zwei Tage ging das so, inklusive Sonntag, dem Tag, an dem Lorenzo mich in meinem »geheimen« Hotel im Pennerviertel abholen sollte (das Mars an der Ecke Vierte und Howard). Aber als er nach mir ruft, bekommt er keine Antwort, also bittet er den Kerl an der Rezeption, die Tür aufzumachen. Und was findet er? Mich bewusstlos zwischen leeren Flaschen auf dem Boden, Ben Fagan ausgestreckt halb unter und Robert Browning, den Beatnik-Maler, schnarchend auf dem Bett ...

Also sagt er sich: »Ich hole ihn nächstes Wochenende ab. Ich schätze, er will sich die Woche über in der Stadt betrinken. Wie immer halt.«

Deshalb fährt er ohne mich zu seiner Hütte in Big Sur und glaubt, das Richtige zu tun. Aber mein Gott, als ich aufwache! Ben und Browning sind weg. Irgendwie haben sie mich aufs Bett verfrachtet und nun liege ich hier und höre, wie »I'll take you home again Kathleen« so traurig durch den nebelverhangenen Wind erklingt, der über die Dächer des verwunschenen alten verkaterten Frisco bläst. Wow, ich bin echt am Ende. Ich kann mich nicht mal mehr zu einem Unterschlupf in den Wäldern schleppen, geschweige denn in dieser Stadt eine Minute lang auf den Beinen bleiben ...

Es ist die erste Reise weg von zu Hause (dem Haus meiner Mutter) seit der Veröffentlichung von *On the Road*, dem Buch, das mich »berühmt gemacht hat«. Und wie berühmt: Drei Jahre lang wurde ich in den Wahnsinn getrieben von endlosen Telegrammen, Anrufen, Anfragen, Briefen, Besuchern, Reportern, Schnüfflern ... eine dröhnende Stimme, die in dem

Moment, als ich mit dem Schreiben einer Geschichte beginnen will, durchs Fenster fragt: SIND SIE GERADE BESCHÄFTIGT? Oder der Reporter, der die Treppe zu meinem Schlafzimmer heraufkam, während ich dort im Schlafanzug saß und versuchte, einen Traum aufzuschreiben ... Teenager, die über den fast zwei Meter hohen Zaun kletterten, den ich zum Schutz der Privatsphäre um meinen Hof herum gebaut hatte ... Feiernde Gruppen mit Flaschen, die zu meinem Arbeitszimmerfenster hinaufbrüllten: »Komm raus und besauf dich, du kannst nicht immer nur arbeiten, sonst wirst du ja blöde!« ... Eine Frau an der Haustür: »Ich werde Sie nicht fragen, ob Sie Jack Duluo sind, denn ich weiß, dass er Vollbart trägt. Können Sie mir sagen, wo ich ihn finde? Ich will einen echten Beatnik auf meiner jährlichen Party haben« ... Besoffene Besucher, die mir ins Arbeitszimmer kotzen, Bücher und sogar Bleistifte klauen ... Bekannte, die ich nicht eingeladen habe, die aber tagelang bleiben, weil meine Mutter für frisch gemachte Betten und gutes Essen sorgt ... Und ich, praktisch die ganze Zeit betrunken, um mit all dem mithalten zu können, bis mir endlich aufging, dass es zu viele waren und sie mich umzingelten und dass ich wieder wegmusste in die Einsamkeit, bevor ich noch draufging.

Da schrieb mir Lorenzo Monsanto und schlug vor: »Komm in meine Hütte, keiner wird wissen, wo du bist« usw.

Also schlich ich mich wie gesagt nach San Francisco rein. Die 3000 Meilen von meinem Haus in Long Island (Northport) legte ich in einer netten Einzelkabine im California-Zephyr-Zug zurück. Vor meinem

persönlichen Panoramafenster rollte ganz Amerika vorbei und zum ersten Mal seit drei Jahren fühlte ich mich wirklich glücklich. Die gesamten drei Tage und drei Nächte blieb ich mit Kaffee und Sandwiches in meiner Kabine.

Das Hudson Valley rauf und quer durch den Staat New York bis nach Chicago, und dann durch die Prärie, die Berge, die Wüste, die letzte Bergkette Kaliforniens. Das war alles so leicht und unwirklich wie ein Traum, verglichen mit meinen früheren, harten Anhalter-Reisen, als ich noch nicht genug Geld verdiente, um Fernzüge zu nehmen. Überall in Amerika denken die Schüler und Studenten: »Jack Duluo ist 26 Jahre alt und die ganze Zeit per Anhalter unterwegs.« In Wahrheit bin ich fast 40 und liege gelangweilt und abgestumpft in meinem Schlafwagenabteil, während der Zug die Salzwüste durchquert.

Jedenfalls ein großartiger Beginn, diese Reise hin zu meinem Unterschlupf, den mir der liebe alte Monsanto so großzügig angeboten hat. Doch anstatt die Sache geschmeidig und locker durchzuziehen, wache ich besoffen auf, elend, angeekelt und verängstigt. Tatsächlich graut es mir vor diesem traurigen Lied, das über die Dächer weht und sich mit dem rührseligen Gejammer der Heilsarmee-Typen vermischt, die sich unten an der Ecke treffen.

»Satan ist der Grund für deine Trunksucht, Satan ist der Grund für deine Sittenlosigkeit, Satan ist überall und will dich zerstören, wenn du nicht sofort bereust.« Und schlimmer noch: die Geräusche von den alten Säufern, die sich in den Zimmern nebenan die Seele aus dem Leib kotzen, das Knarren von Schritten auf

dem Flur und das Stöhnen, überall Stöhnen. Auch mein eigenes Stöhnen in dem unordentlichen Bett, das mich geweckt hat, ausgelöst durch ein brüllendes *Huu Huu* in meinem Kopf, durch das ich wie ein Geist aus meinen Kissen hochgefahren bin.

2

Ich sehe mich in der trostlosen Zelle um. Da steht mein hoffnungsfroher Rucksack, ordentlich gepackt mit allem Notwendigen, um in den Wäldern zu leben, bis hin zum winzigen Erste-Hilfe-Set. Sogar ein hübsches kleines Nähset ist dabei, das von meiner lieben Mutter clever ergänzt worden ist (mit zusätzlichen Sicherheitsnadeln, Knöpfen, speziellen Nähnadeln, einer kleinen Aluminiumschere) ... Und auf die Klappe hat sie voller Hoffnung eine Medaille des heiligen Christophorus genäht ... Alles Überlebensnotwendige ist da drin, bis hin zum letzten kleinen Notfall-Pullover, dem Taschentuch und den Tennisschuhen (zum Wandern).

Aber dieser hoffnungsvolle Rucksack steht inmitten des grenzenlosen Durcheinanders aus leeren Flaschen, leeren Zweiliterflaschen vom süßen Weißen, Kippen, Müll, Grauen.

»Schnell raus hier oder ich bin am Arsch.«

Das wird mir klar. So am Arsch wie in den vergangenen drei Jahren volltrunkener Hoffnungslosigkeit, einer körperlichen und spirituellen und metaphysischen Hoffnungslosigkeit, die man nicht mit Schulweisheit begreifen kann, ganz gleich, wie viele Bücher über Existenzialismus oder Pessimismus man liest. Oder wie viel Ayahuasca man trinkt, um Visionen zu haben. Oder wie viel Meskalin man nimmt. Oder mit wie viel Peyote man sich die Birne zudröhnt.

Dieses Gefühl, wenn man im Delirium tremens

aufwacht. Die Angst vor einem schaurigen Tod tropft einem aus den Ohren wie diese schweren Spinnweben, die Spinnen in heißen Ländern weben. Man fühlt sich wie ein buckliges Monster, das unter der Erde in heiß dampfendem Schlamm stöhnt und eine große kochende Last nirgendwohin schleppt. Man fühlt sich, als stünde man bis zu den Knöcheln in siedend heißem Schweineblut, *igitt*, als stünde man bis zur Taille in einer riesigen Schüssel voll fettig braunem Spülwasser, in dem keine Spur von Schaum mehr zu sehen ist.

Das eigene Gesicht, das man im Spiegel betrachtet, mit einem Ausdruck so unerträglicher Seelenqual, so geplagt und elendig traurig, dass man über so etwas Hässliches nicht einmal weinen kann. Es ist etwas vollkommen Verlorenes und hat keinerlei Verbindung mehr mit der Unversehrtheit der Jugend, sodass man die Distanz auch nicht mit Tränen oder sonst was überwinden kann: Als ob William Seward Burroughs' ›Fremder‹ plötzlich anstelle des eigenen Gesichts im Spiegel auftaucht.

Genug jetzt!

»Schnell raus hier oder ich bin am Arsch.«

Also springe ich auf und mache als Erstes einen Kopfstand, um wieder Blut in mein verkatertes Hirn zu pumpen. Ich nehme den Flur runter eine Dusche. Neues T-Shirt und frische Socken und Unterwäsche. Dann packe ich mit energischen Bewegungen, setze mir den Rucksack auf und verschwinde. Den Schlüssel werfe ich im Vorübergehen auf den Tresen.

Raus auf die kalte Straße. Ich eile zum nächsten kleinen Laden, kaufe Lebensmittel für zwei Tage und stopfe sie in den Rucksack.

Ich wandere durch verlorene Gassen russischer Schwermut, wo Penner mit dem Kopf auf den Knien in nebligen Türeingängen sitzen, in der klebrig gespenstischen Nacht dieser Stadt, der ich entfliehen muss oder sterben. Also rein in den Busbahnhof.

Eine halbe Stunde später sitze ich im Bus. Vorne steht »Monterey« drauf, und los geht's den sauberen, neonbeleuchteten Highway hinunter. Die ganze Fahrt über schlafe ich und wache verblüfft und wieder gesund auf. Ich rieche Ozeanluft. Der Busfahrer schüttelt mich: »Endstation, Monterey.«

Und bei Gott, das ist Monterey. So stehe ich um zwei Uhr morgens verschlafen in der Einfahrt zum Busbahnhof und sehe auf der anderen Straßenseite vage die Masten der kleinen Fischerboote.

Alles, was ich jetzt noch tun muss, um meine Flucht zu vollenden, ist 14 Meilen die Küste runter zur Raton Canyon Bridge zu kommen und in die Wildnis zu stapfen.

3

»Schnell raus hier oder ich bin am Arsch.«

Also gebe ich acht Dollar für ein Taxi aus, das mich die Küste runterbringt. Die Nacht ist neblig, aber manchmal sind auf der rechten Seite die Sterne am Himmel zu sehen, da, wo das Meer ist. Aber das Meer selbst bleibt unsichtbar, ich kann mir nur anhören, was der Taxifahrer darüber sagt.

»Was ist das hier für 'ne Gegend? Ich war noch nie hier«, frage ich.

»Nun, heute Nacht können Sie sie tatsächlich nicht sehen ... Raton Canyon, haben Sie gesagt? Dann seien Sie lieber vorsichtig, wenn Sie da im Dunklen rumlaufen.«

»Wieso?«

»Na ja, benutzen Sie lieber Ihre Lampe, wie Sie schon sagten ...«

Und tatsächlich, als er mich an der Brücke rauslässt und das Geld zählt, spüre ich, dass irgendetwas nicht stimmt.

Ich höre die Brandung ganz laut, aber sie kommt nicht aus der Richtung, aus der ich sie erwartet habe. Anstatt von »da drüben«, dröhnt sie von »da unten« herauf.

Ich kann die Brücke erkennen, aber nichts darunter.

Die Brücke führt von einer Klippe der Steilküste zur nächsten hinüber. Es ist eine hübsche weiße Brücke mit weißer Brüstung und in der Mitte verläuft ein

weißer Streifen, so wie es bei einem Highway nun mal ist, aber irgendwas stimmt nicht.

Die Scheinwerfer des Wagens leuchten über ein paar Büsche hinweg ins Leere, wo eigentlich der Canyon sein sollte. Es fühlt sich an, als schwebten wir irgendwo in der Luft, obwohl ich den Feldweg zu meinen Füßen erkennen kann und den staubigen Straßenrand.

»Was zur Hölle ist das?«

Ich habe die Wegbeschreibung im Kopf, hab sie mir gemerkt von der kleinen Karte, die Monsanto mir per Post geschickt hat. Aber als ich zu Hause von diesem großartigen Rückzugsort geträumt habe, war er in meiner Vorstellung launig und idyllisch, heimelige Wälder und Fröhlichkeit anstelle dieses luftigen, brausenden Geheimnisses in der Dunkelheit.

Als das Taxi sich entfernt, mache ich deshalb meine Eisenbahnerlaterne an, um einen vorsichtigen Blick zu riskieren. Aber der Lichtkegel verliert sich im Nichts, wie die Scheinwerfer des Wagens. Tatsächlich ist die Batterie ziemlich schwach. Ich kann kaum die Klippe zu meiner Linken erkennen.

Was die Brücke angeht, die kann ich jetzt nicht mehr sehen, bloß noch die gestaffelte Reihe selbst leuchtender Randbegrenzungsmarker, die immer weiter in das tiefe Brausen des Meeres hineinführen.

Das Brausen ist schon schlimm genug, aber das Meer schlägt unaufhörlich gegen die Felsen und blafft zu mir herauf wie ein Hund in dem Nebel da unten. Manchmal lässt es sogar die Erde dröhnen. Aber mein Gott, wo ist die Erde überhaupt und wie kann das Meer unter mir sein?

Ich schlucke. »Es gibt jetzt nur eine Möglichkeit, alter

Junge. Du musst diese Laterne genau vor deine Füße richten und dann folgst du ihrem Licht und achtest darauf, dass es auf den zerfurchten Weg fällt, und dann hoffst und betest du, dass es auf festen Untergrund scheint und dass der auch so fest bleibt, wenn das Licht darauf fällt.«

Mit anderen Worten: Ich habe tatsächlich Angst, dass ich sogar mit meiner Lampe vom Weg abkomme, wenn ich es wagen sollte, sie auch nur eine Minute lang von der Furche im Feldweg wegzuhalten.

Die einzige Genugtuung, die ich in diesem laut tosenden Schrecken im Dunkeln finden kann, sind die riesigen taumelnden Schatten, die der kleine Kranz meiner Lampe wirft. Die Schatten bleiben auf der überhängenden Klippe links von der Straße, denn auf der rechten Seite (wo die Büsche sich im Wind, der vom Meer heraufweht, biegen) gibt es keine Schatten, weil es nichts gibt, worauf das Licht fallen könnte.

Also stapfe ich los. Das Gepäck auf dem Rücken und den Kopf gesenkt, folge ich meinem Lichtstrahl. Nur meine Augen schauen ein bisschen misstrauisch nach oben, wie ein Mann in Gegenwart eines gefährlichen Idioten, den er nicht verärgern will.

Der Feldweg führt ein Stück bergauf, macht einen Bogen nach rechts, ein Stück bergab, dann plötzlich wieder bergauf und noch höher hinauf. Inzwischen klingt das Tosen der Brandung weiter entfernt und irgendwann bleibe ich sogar stehen und sehe mich um, kann aber nichts erkennen.

»Ich mach mal mein Licht aus und schaue, was ich dann sehen kann.«

Ich stehe fest auf meinen Beinen und meine Beine

stehen fest auf dem Boden. Na großartig, als ich das Licht ausschalte, sehe ich nichts als den trüben Sand zu meinen Füßen.

Je weiter voran ich stapfe und je weiter ich mich vom Tosen des Meeres entferne, desto zuversichtlicher werde ich. Aber plötzlich steht da ein gruseliges Ding im Weg, also bleibe ich stehen und strecke die Hand aus. Es ist nur eine Viehsperre. Eisenstangen, die in den Weg eingelassen sind. Im gleichen Moment kommt ein heftiger Windstoß von links, wo die Klippe sein sollte, und ich spähe in diese Richtung und sehe gar nichts.

»Was zur Hölle ist hier los?«

»Folge dem Weg«, sagt die andere Stimme in dem Versuch, ruhig zu bleiben. Also folge ich dem Weg. Aber im nächsten Moment höre ich zu meiner Rechten etwas klappern, richte rasch das Licht darauf, sehe nichts außer Büschen, die sich trocken und hinterhältig wiegen. Natürlich die Sorte, die üblicherweise an den Wänden der Canyons hochwächst, bestens geeignet für Klapperschlangen ... (und genau das ist das Klappern gewesen – eine Klapperschlange mag es gar nicht, mitten in der Nacht von einem umherstapfenden, buckligen Monster mit einer Lampe geweckt zu werden).

Aber nun führt der Weg wieder bergab und die beruhigende Klippe taucht wieder zu meiner Linken auf. Laut meiner Erinnerung an Lorrays Landkarte kommt jetzt auch gleich der Bach, ich kann ihn schon da unten auf dem Grund der Dunkelheit plätschern und schwatzen hören. Da werde ich endlich wieder auf ebener Erde sein und kann den dröhnenden Wind irgendwo weit oben zurücklassen.

Aber je näher ich dem Flüsschen komme, als der Weg steil abfällt und mich fast in Trab bringt, desto lauter braust es, bis ich glaube, dass ich womöglich hineinstolpern werde, bevor ich es sehen kann.

Direkt unter mir brüllt es wie ein tosender, Hochwasser führender Fluss ... und übrigens ist es da unten *noch* dunkler als sowieso schon! Da unten gibt es Sümpfe, Farne des Schreckens und glitschige Baumstümpfe, Moos und gefährliches Geplätscher. Feuchte Nebel steigen auf wie der kalte Atem des Todes, große bedrohliche Bäume neigen sich über meinen Kopf und streifen meinen Rucksack.

Dann ein Geräusch, das nur lauter werden kann, je weiter ich hinabsteige. Aus Angst davor, wie laut es wohl werden mag, bleibe ich stehen und lausche. Der rätselhafte Krach eines wütenden Kampfes zwischen finsternen Dingen dröhnt zu mir herauf, zersprungenes Holz oder Fels oder sonst irgendwas, alles zerschmettert, nur noch nasse, schwarze, versunkene Erde und Gefahr.

Ich habe Angst, da runterzugehen.

Mir graut es im alten Edmund-Spenser-Sinn, so als zermartere die Furcht mir den Rücken wie eine nasse Peitsche ... Ein schleimiges grünes Drachengelärme im Gebüsch ... ein wütender Krieg, der nicht will, dass ich hier herumstöbere ... Er haust hier seit Millionen von Jahren und will nicht, dass ich hier gleich ihm mit der Dunkelheit ringe ... Knurrend fährt er mich aus tausend Spalten und monströsen Mammutbaumwurzeln an und die gesamte Schöpfung mit ihm ... Ein dunkles Waffenklirren im tropfenden Wald, das hier keinen Rumtreiber aus dem Pennerviertel haben will,

ihn zum Meer zurücktreiben will, das immer noch schrecklich dort hinter mir wartet.

Ich kann beinahe fühlen, wie das Meer an diesem Rumoren in den Bäumen zerzt. Aber ich habe immer noch den Lichtkegel meiner Lampe, also muss ich nur dem hübschen Sandweg folgen, der sich immer weiter neigt und in das ansteigende Gemetzel eintaucht.

Dann wird das Gelände plötzlich flacher und ich sehe die Stämme einer Brücke, und da ist das Brückengeländer, da ist der Bach, nur einen guten Meter unter mir. Geh über die Brücke, du erweckter Landstreicher, und sieh nach, was auf der anderen Seite ist.

Wirf einen raschen Blick aufs Wasser, während du die Brücke überquerst. Es ist nur Wasser, das über Felsen fließt, nur ein kleiner Bach.

Und nun erstreckt sich vor mir ein verträumtes Stück Weideland mit einem guten alten Viehgatter und einem Stacheldrahtzaun, an dem der Weg von rechts nach links entlangführt. Hier traue ich mich endlich, den Weg zu verlassen. Ich krieche durch den Stacheldraht und stapfe einen niedlichen kleinen Sandweg entlang, der sich mitten durch duftendes trockenes Heidekraut schlängelt, so als wäre ich soeben aus der Hölle gekommen und im guten alten Himmel auf Erden gelandet. *Oh ja*, Gott sei Dank (auch wenn mir eine Minute später das Herz erneut in die Hose rutscht, weil ich weiter voraus schwarze Dinge im weißen Sand sehe, aber das sind nur Haufen guten alten Maultiermists im Himmel).

4

Und am Morgen (nachdem ich im weißen Sand am Bach geschlafen habe) sehe ich, was so furchterregend war an meinem Spaziergang durch den Canyon: Der Weg führt 300 Meter über mir auf der Felskante entlang, und die fällt an einigen Stellen senkrecht ab. Besonders an der Viehsperre ganz oben, wo eine Lücke im Steilufer den Blick auf einen weiteren Faltenwurf des Meeres freigibt, durch den der Nebel heranfließt. An sich schon furchterregend genug, als reichte ein Loch, das sich zum Ozean hin öffnet, nicht aus.

Aber das Schlimmste ist die Brücke! Ich schlendere den Pfad am Bach entlang in Richtung Meer und sehe diesen schrecklich schmalen weißen Streifen Brücke tausend unüberbrückbare Seufzer hoch oben über dem kleinen Wäldchen, durch das ich spaziere. Es ist kaum zu fassen.

Und dann erschrecke ich so sehr, dass mir das Herz in der Brust hämmert, denn ich wandere um eine kleine Biegung auf dem Weg, der hier nur noch ein Trampelpfad ist, und plötzlich rollt die dröhnende Brandung auf mich zu. Gischtgekrönt brechen sich die Wellen auf dem Sand, als wären sie größer als die Stelle, an der ich stehe, wie eine plötzliche Gezeitenwelle, allumfassend genug, um einen unwillkürlich zurücktreten oder in die Hügel zurücklaufen zu lassen.

Und nicht nur das – die blaue See hinter den hohen brechenden Wellen ist voller riesiger schwarzer Felsbrocken,

die wie alte, von Ungeheuern behaute Burgen aufragen und von denen nasser Schleim trieft. Eine Milliarde Jahre Leid türmen sich vor mir auf. Das große Kuhmaul direkt vor mir, mit den geifernden Schaumlippen um die Felsgründe.

Als käme ich mit einem Grashalm zwischen den Zähnen aus dem freundlichen kleinen Waldweg heraus und ließe ihn unwillkürlich fallen, um dem Untergang ins Auge zu blicken.

Und als ich zu der unglaublich hohen Brücke hinaufblicke, spüre ich den Tod, und das aus gutem Grund: Denn unter der Brücke, im Sand gleich neben der Meeresklippe, sehe ich es, *uff*, und mein Herz sackt mir in die Hose: Das Auto, das ein Jahrzehnt zuvor in das Brückengeländer gekracht und geradewegs 300 Meter tief nach unten gestürzt und auf dem Dach gelandet ist, das liegt immer noch dort, ein umgekehrtes Fahrgestell aus Rost in einem verstreuten Gewirr aus salzzerfressenen Reifen, alten Speichen, alten Autositzen, aus deren aufgeplatzter Polsterung das Stroh hervorbricht, einer traurigen Benzinpumpe – und keine Menschen mehr.

Überall wachsen große Felsbögen aus dem Sand in die Höhe, mit Salzwasserhöhlen und dem Blubbern und Gurgeln des Meeres in ihnen. Sie speien den Schaum hinaus, das Tosen und Prasseln auf dem Sand, und dann gleitet der Sand rasch wieder herab (kein Malibu Beach hier) ...

Und dann drehe ich mich um und sehe das hübsche Wäldchen, das sich mit dem Bach hügelan schlängelt, malerisch wie Vermont ...

Aber wenn ich nach oben schaue und mich ganz weit zurücklehne, mein Gott: Ich stehe direkt unter

dieser luftigen Brücke, diesem schmalen weißen Streifen, der von Fels zu Fels führt, und ahnungslose Autos rasen traumwandlerisch darüber hinweg! Von Fels zu Fels! Den ganzen Weg die wütende Küste hinab! Wenn ich dann später Leute sagen hörte: »Oh, Big Sur soll so schön sein!«, musste ich schlucken und fragte mich, wieso es den Ruf hat, schön zu sein, über seine schreckliche Erhabenheit hinweg. Diese stöhnenden, zerklüfteten Schöpfungswehen eines William Blake, diese Ausblicke, wenn man an einem sonnigen Tag den Küsten-Highway befährt, die dem Auge meilenweit nur dieses fürchterlich an den Felsen nagende Schwappen und Branden bieten.

5

Selbst das andere, friedliche Ende des Raton Canyon war Furcht einflößend, das Ostende, wo Alf der Maulesel, das Haustier ortsansässiger Siedler, nachts unter ein paar seltsamen Bäumen so schlaftrunken tief schlief, und dann morgens aufstand, um im Gras zu grasen, dann langsam den ganzen Weg bis zum Meeressaum hinter sich brachte, wo man ihn nahe den Wellen regungslos im Sand stehen sehen konnte wie eine uralte sakrale Mythengestalt. Ich habe ihn später Alf den heiligen Esel genannt.

Das Furchteinflößende dort war der Berg, der am östlichen Ende aufragte. Ein eigenartiger, burmesisch anmutender Berg mit mehreren Ebenen und mürri-schen Terrassen und einem befremdlichen Reisbauernhut auf dem Gipfel, zu dem ich mit schwerem Herzen hinaufstarrte, selbst zu Beginn, als ich gesund war und mich gut fühlte (und sechs Wochen später würde ich in diesem Canyon verrückt werden, in der Vollmondnacht des dritten September).

Der Berg erinnerte mich an meine wiederkehrenden Albträume in New York, die noch gar nicht lange her waren. Darin ging es um den »Berg von Mien Mo« mit seinen Schwärmen verträumter fliegender Pferde, die schwärmerisch ihre Capes über die Schultern warfen, während sie den »tausend Meilen hohen« Gipfel umrundeten (so hieß es im Traum). In einem besonders schlimmen Albtraum sah ich auf der Spitze

des Berges die gigantischen leeren Steinbänke, so still in dieser vom Mondlicht beschienenen Gipfelwelt, als hätten einst Götter oder Riesen dort gethront, sie aber vor langer Zeit verlassen, sodass sie jetzt verstaubt und voller Spinnweben waren. Das Böse lauerte irgendwo in der nahen Pyramide, wo es ein Monster mit einem großen, noch schlagenden Herzen gab, aber auch, und das war noch unheimlicher, ganz gewöhnliche, zwielichtige, schlammbespritzte Hausmeister, die über kleinen Holzfeuern ihr Essen kochten ... Enge, staubige Löcher, durch die ich zu kriechen versuchte, einen Haufen Tomatenpflanzen um meinen Hals geschlungen ...

Träume ... alkoholgeschwängerte Albträume. Eine wiederkehrende Reihe davon, die alle um diesen Berg herumwirbelten. Beim allerersten Mal betrachtete ich ihn als einen wunderschönen, aber irgendwie schrecklich grünen, von Nebel eingehüllten Dschungelgipfel in einem tropisch grünen »Mexiko«. Ich nannte es Mexiko, aber jenseits des Berges gab es Pyramiden, ausgetrocknete Flüsse und weitere Länder voller feindlicher Fußsoldaten. Die größte Gefahr jedoch rührte von einfachen Strolchen her, die sonntags mit Steinen warfen ...

Und dann der Anblick dieses schlichten, traurigen Berges, zusammen mit der Brücke und dem Wagen, der sich zweimal überschlagen hatte und mit einem Flatsch im Sand gelandet war, ohne einen Hinweis auf menschliche Ellenbogen oder zerrissene Halstücher (wie ein furchterregendes Gedicht, das man über Amerika schreiben könnte). *Oh weh*, und das Huu-Huu der Eulen, die in alten bösen ausgehöhlten

Bäumen in dem dunstigen, verworrenen, tieferen Teil des Canyons lebten, in den mich vorzuwagen ich sowieso immer viel zu viel Angst hatte.

Dieses unerklömmbare, überwucherte, steile Kliff am Fuße des Mien Mo, das sich zu den schlaksigen toten Bäumen hinaufschraubt, zwischen dichtem Gebüsch und Heidekraut und verborgenen Höhlen, die Gott weiß wie tief in den Berg hineinführen und die niemand je erforscht hat, nicht einmal die Indianer im 10. Jahrhundert, nehme ich an.

Und diese großen, von Honigtau klebrigen Waldfarne und blitzgeschwärzten Koniferen, zwischen denen dann plötzlich in Griffweite schwarz berankte, steile Felswände aufragen, während man den friedlichen Pfad entlanggeht ... und wie schon gesagt, dieser Ozean, dessen Brandungswellen höher sind als man selbst, wie die Häfen auf alten Holzschnitten stets höher sind als die Städte dahinter (worauf Rimbaud schauernd hingewiesen hat).

Da kommt alles Böse zusammen, bis hin zu der Fledermaus, die mich später heimsuchen würde, während ich auf dem Feldbett auf der Veranda von Lorenzos Hütte schlief. Sie flog manchmal so nah an mich heran und kreiste so dicht über meinem Kopf, dass mich die althergebrachte Furcht erfüllte, sie würde sich in meinem Haar verfangen. Und ihr Flügelschlag war so leise ... niemandem würde es gefallen, mitten in der Nacht aufzuwachen und diese leisen Flügel über sich schlagen zu sehen und sich fragen zu müssen: »Glaube ich eigentlich an Vampire?«

Tatsächlich flog sie um drei Uhr morgens geräuschlos um meine Hütte, in der noch die Lampe brannte,

während ich (ausgerechnet) (Schauder!) *Doktor Jekyll und Mister Hyde* las ...

Vielleicht ist es doch kein Wunder, dass ich in der kurzen Zeitspanne von sechs Wochen vom heiteren Jekyll zum hysterischen Hyde wurde und zum ersten Mal in meinem Leben die Kontrolle über meinen friedvollen Geist verlor.

Aber, ach, zunächst waren die Tage und Nächte herrlich, gleich nachdem Monsanto mich nach Monterey und mit zwei Kisten Futter von der Einkaufsliste wieder zurückgefahren und mich dann dort allein gelassen hatte für drei Wochen Einsamkeit, so wie wir es ausgemacht hatten.

So furchtlos und glücklich, dass ich am ersten Abend den Strahl seiner starken Taschenlampe hinauf zur Brücke gerichtet habe. Durch den Nebel hindurch berührte der gespenstische Finger die blasse Unterseite dieser Ungeheuerlichkeit da oben. Sogar auf das öde Meer hinaus hatte ich ihn gerichtet, als ich nahe den Höhlen in meiner Fischermontur in der brandenden Dunkelheit saß und aufschrieb, was das Meer erzählte.

Am schlimmsten war es, als ich ihn zu den überwucherten, wahnsinnigen Felswänden hinaufwandern ließ, wo die Eulen *Turalu* riefen.

Ich machte mich vertraut mit der Angst und schluckte sie herunter. Und ich gewöhnte mich an das Leben in der kleinen Hütte, ihren warmen Schein, der vom Holzofen und der Petroleumlampe herrührte, und ließ die Geister bis zur Erschöpfung umherfliegen.

Das Heim des *Bhikkhu*, er will doch nur Frieden, und Frieden bekommt er ...

Aber wieso meine Seele so den Bach runterging, als

ich nach drei Wochen perfekten, glückseligen Friedens mit Dave Wain und Romana und meinem Mädchen Billie und ihrem Kind zurückkam, das werde ich wohl nie verstehen ... Es ist nur dann wert, erzählt zu werden, wenn ich bis ganz nach unten grabe.

Weil es doch so schön war zu Beginn, selbst dass mein Schlafsack plötzlich Federn ausspie, als ich mich umdrehte, um weiterzuschlafen. Ich fluchte und musste aufstehen und ihn im Schein der Lampe flicken, sonst wäre er am Morgen womöglich leer gewesen.

Und als ich mit dem Kopf über Nadel und Faden gebeugt – arme Mutter – am frisch entzündeten Feuer und im Licht der Petroleumlampe in der Hütte sitze, da kommen diese verdammten leisen schwarzen Flügel geflattert und werfen Schatten über mein kleines Heim, die Scheißfledermaus ist in mein Haus eingedrungen ... Ich versuche, einen armseligen Flicker auf den Riss in meinem brüchigen Schlafsack zu nähen (der ist vor allem deswegen hinüber, weil ich 1957 in einem Hotelzimmer in Mexico City darin ein Fieber ausschwitzen musste, gleich nach dem gigantischen Erdbeben dort). Das Nylon ist fast ganz verrottet von all dem alten Schweiß, aber immer noch weich. So weich, dass ich ein Stück aus einer alten Hemdtasche schneiden muss und damit den Riss flicke ...

Ich erinnere mich, wie ich von meiner nächtlichen Hausarbeit aufsaß und niedergeschlagen sagte: »Ja, es gibt Fledermäuse im Tal von Mien Mo.«

Aber das Feuer knistert, der Flicker wird genäht, draußen gurgelt und bollert der Bach ... Ein Bach, der so verblüffend viele Stimmen hat, von den kesselpaukentiefen, regelmäßigen Schlägen bis zu dem

kleinen, feminin gurgelnden, prasselnden Tröpfeln über flache Steine, plötzliche Chöre anderer Sänger und Stimmen vom Biberdamm her, *plitsch platsch*. Die ganze Nacht und den ganzen Tag lang haben mich die Stimmen des Baches zunächst so sehr erheitert, aber später im Schrecken jener wahnsinnigen Nacht wurden sie in meinem Kopf zum Geplapper und Gezeter unheiliger Engel.

Ich schere mich also nicht um die Fledermaus und kümmere mich endlich um den Riss, und am Ende kann ich nicht mehr schlafen, weil ich inzwischen zu munter bin. Es ist drei Uhr morgens. Ich fache das Feuer an, mache es mir gemütlich und lese den gesamten Roman *Doktor Jekyll und Mister Hyde* in dem wunderschönen kleinen handlichen Lederband, den der kluge Monsanto dagelassen hat, der ihn in einer eben-solchen Nacht mit großen Augen gelesen haben muss.

Ich lese die letzten eleganten Sätze mit Beginn des Morgengrauens. Es ist Zeit aufzustehen und Wasser vom gurgelnden Bach zu holen und das Frühstück aus Pancakes und Sirup zuzubereiten ...

Und ich sage mir: »Wieso sich Sorgen machen, wenn etwas schiefgeht, wenn dein Schlafsack in der Nacht auseinanderfällt, verlass dich einfach auf deine Fähigkeiten.«

»Scheiß auf die Fledermäuse«, setze ich hinterher.

Aber auch ein fabelhafter Anfangsmoment am ersten Nachmittag, den ich allein in der Hütte verbringe, mein erstes Essen zubereitend, mein erstes Geschirr abspülend, ein Schläfchen machend und vom entzückenden Klang der Stille oder gar des Himmels erwachend, hier drinnen und im Gurgeln des Baches ... Wenn ich

sage ICH BIN ALLEIN und die Hütte ist auf einmal ein Zuhause, nur weil ich eine Mahlzeit gekocht und das Geschirr dieser ersten Mahlzeit gespült habe ...

Dann bricht die Nacht herein. Das Licht der wunderschönen Petroleumlampe ist wie das Herdfeuer einer Vestalin, nachdem ich den Zylinder im Bach gründlich gewaschen und vorsichtig mit Toilettenpapier abgetrocknet habe. Das versaut ihn, weil es Flecken hinterlässt, also wasche ich ihn noch mal im Bach und lasse ihn diesmal einfach in der Sonne trocknen, bis er trocken ist. Die Spätnachmittagssonne, die so schnell hinter diesen riesigen, steilen Wänden des Canyons verschwindet ...

Die Nacht bricht herein und die Petroleumlampe wirft ihren Schein in der Hütte. Ich gehe nach draußen und pflücke ein paar Farne, wie die Farne in der Lankavatara Sutra, diese Farne, die wie Haarnetze aussehen: »Schauen Sie, meine Herren, ein schönes Haarnetz!«

Spätnachmittagsnebel fließt über die Felswände herein, gleitet herab und verdeckt die Sonne. Es wird kalt. Selbst die Fliegen auf der Veranda sind so traurig wie der Nebel auf den Felsspitzen ...

Wenn das Tageslicht schwindet, ziehen sich auch die Fliegen zurück wie höfliche Emily-Dickinson-Fliegen, und wenn es dunkel ist, dann schlafen sie alle in den Bäumen oder sonst irgendwo ... Wenn die Sonne am höchsten steht, sind sie bei mir in der Hütte, aber je länger die Schatten werden, desto weiter rücken sie zur offenen Türschwelle hinüber, so seltsam anmutig.

Dann ist da das Summen des Bienenschwarms zwei Blocks weit entfernt, aber dem Lärm nach zu urteilen

könnte man meinen, sie wären direkt über dem Dach. Wenn der Bienenschwarm näher und näher herankreiselt (ich schlucke wieder), ziehe ich mich in die Hütte zurück und warte, vielleicht haben die eine Nachricht bekommen, sie sollen herkommen und mir einen Besuch abstatten, alle 2000 Bienen ... aber dann gewöhne ich mich irgendwann an den Bienenschwarm, der wie zu einer großen Feier einmal die Woche zusammenkommt ...

Und so ist alles irgendwann fabelhaft.

Selbst die erste furchterregende Nacht im Nebel am Strand, mit Notizbuch und Bleistift, als ich da im Schneidersitz im Sand der pazifischen Raserei gegenübersitze. Und die Felsen, die wie finstere meerumhüllte Türme aus der Bucht herausragen, der klingenden Bucht, in deren Höhlen der Ozean dröhnt und nach draußen klatscht. Die Algensiedlungen, die auf und ab wallen, dass man ihr dunkles, anzügliches Gaffen im phosphoreszierenden nächtlichen Licht vom Strand aus sehen kann ...

In jener ersten Nacht sitze ich dort und schaue nach oben, und ich weiß nur eins: Das Küchenlicht ist an, da oben rechts auf dem Kliff, wo jemand gerade erst eine Hütte gebaut hat, mit Blick über das ganze schreckliche Sur. Jemand da oben nimmt gerade ein wunderbar weiches Abendessen zu sich, das ist alles, was ich weiß.

Das Küchenlicht dieser Hütte da oben scheint wie ein schwaches kleines Leuchtturmfeuer und endet ausgesetzt 300 Meter über der umbrandeten Küste ...

Wer würde da oben eine Hütte bauen? Sicher nur ein gelangweilter, ergrauter, alter, abenteuerermüder Bauherr, der vielleicht die Schnauze voll davon hat,

sich in den Kongress wählen zu lassen. Und eines Tages wird es hier eine große Tragödie wie bei Orson Welles geben, mit Gespenstergeschrei, und eine Frau in einem weißen Nachthemd wird diese senkrechte Felswand hinunterfliegen ...

Aber das ist nur in meinem Kopf. Was ich wirklich sehe, ist das Küchenlicht und das wunderbar weiche, vielleicht sogar romantische Abendessen da oben, in diesem dichten, heulenden Nebel. Und hier ganz unten bin ich in Vulkans Schmiede und sehe mit traurigen Augen hinauf.

Ich drücke meine kleine Camel-Zigarette an einem Milliarden Jahre alten Felsen aus, der über meinem Kopf in unglaubliche Höhen hinaufwächst ...

Das kleine Küchenlicht leuchtet ganz an seinem Ende. Hinter ihm erheben sich die Schultern des großen Kliffs, dieses ozeanischen Jagdhunds, wachsen höher und schwingen sich höher und höher ins Land hinein, bis ich nach Luft ringe bei dem Gedanken: »Sieht aus wie ein liegender Hund, verdammt breite Schultern hat dieses Mistvieh.«

Das Kliff erhebt sich und schwingt sich und ängstigt erwachsene Männer zu Tode, aber was ist denn der Tod schon im Angesicht all diesen Wassers und Felsens?

Ich breite meinen Schlafsack auf der Veranda der Hütte aus. Aber um zwei Uhr nachts bin ich vom Nebel durchfeuchtet, also muss ich mich nach drinnen verziehen mit meinem nassen Schlafsack und mich neu einrichten. Doch wer könnte in einer einsamen Hütte im Wald nicht schlafen wie ein Stein? Am späten Morgen wache ich erholt auf und begreife das

Universum auf eine ganz neue Weise: Das Universum ist ein Engel.

Das sagt sich ganz leicht, wenn man seine Flucht aus der klebrigen Stadt erfolgreich gemeistert hat ... Und erst hier in der Wildnis ergreift mich die Nostalgie für ›Städte‹. Ich träume von langen grauen Reisen in Städte, wo die Abende sich weich wie Paris entfalten, und sehe dabei gar nicht, wie widerwärtig das wäre, weil man aus der ursprünglichen Unschuld der Unversehrtheit und Ruhe der Wildnis heraus träumt ...

Also sage ich mir: »Sei weise.«

6

Monsantos Hütte weist allerdings auch Mängel auf, wie das fehlende Fliegengitter an den Fenstern, um tagsüber die Fliegen draußen zu halten, oder nur große Fenster mit Bretterläden, sodass es an nebligen, feuchten Tagen zu kalt wird, wenn man sie offen lässt, und wenn man sie geschlossen hält, sieht man nichts und muss schon mittags die Lampe entzünden ... aber keine anderen Mängel außer diesen ... Alles ist fabelhaft.

Und zu Beginn ist es so wunderbar, dass man sich am anderen Ende des Canyons ganze Nachmittage in verträumten Wiesen und Heidekraut ergehen kann, und wenn man weniger als eine halbe Meile läuft, kann man sich plötzlich auch in wilder, düsterer Meeresküste ergehen, und wenn man beides satthast, setzt man sich einfach an einen lichten Platz am Bach und träumt über den Aststümpfen im Wasser vor sich hin.

Im Wald ist das Tagträumen so einfach, auch das Beten zu den Geistern dieses Ortes. Man sagt einfach: »Erlaubt mir, hierzubleiben, ich will nur Frieden.« Und diese nebelumrankten Gipfel antworten stumm *Ja* ...

Und dann sagt man sich (wenn man sich wie ich mit theologischen Fragen beschäftigt) (zumindest habe ich mich zu diesem Zeitpunkt noch damit beschäftigt, bevor ich wahnsinnig wurde): »Gott, der Alles ist, besitzt das erweckende Auge, als ob man einen endlosen Traum lang von einer unmöglichen Aufgabe

träumt und dann blitzartig aufwacht, *huch*, keine Aufgabe, sie ist schon erledigt und vorüber.«

Und im Überfluss jener ersten glückseligen Tage sage ich mir zuversichtlich (nicht damit rechnend, was ich nur drei Wochen später tun werde): »Keine Ausschweifungen mehr. Für mich ist es an der Zeit, ruhig die Welt zu beobachten und sogar Gefallen an ihr zu finden. Zuerst in Wäldern wie diesem, und dann einfach zurück in die Welt unter Menschen gehen und gelassen reden. Kein Alk, keine Drogen, keine Besäufnisse, keine Gelage mit Beatniks und Säufern und Junkies und allen anderen, und nicht mehr die ewige Frage, die ich mir stelle: Wieso nur quält Gott mich so? Schluss damit, sei ein Einzelgänger, reise, rede nur noch mit Kellnern, genau genommen rede einfach mit Kellnern, in Mailand, Paris, spaziere durch die Städte, keine selbst auferlegte Pein mehr ... Es ist an der Zeit, nachzudenken und zuzusehen und sich auf die Tatsache zu konzentrieren, dass diese ganze oberflächliche Erde, wie wir sie jetzt kennen, schließlich irgendwann mit dem Treibsand von Milliarden Jahren bedeckt sein wird ... Juhu, und deswegen, mehr Alleinsein.«

»Geh zurück in deine Kindheit, iss einfach Äpfel und lies deinen Katechismus ... sitze auf Bordsteinen und scheiß auf die Scheinwerfer Hollywoods.« (Ich dachte an die schreckliche Zeit nur ein Jahr zuvor, als ich das Vorlesen meiner Prosa zum dritten Mal proben musste, unter den heißen Scheinwerfern der Steve Allen Show in den Burbank-Studios. Hundert Techniker warten darauf, dass ich anfangs zu lesen, Steve Allen sieht mich erwartungsvoll an, während er auf dem Klavier herumklimpert. Ich sitze auf dem

heißen Stuhl wie ein Schwachkopf und weigere mich, auch nur ein Wort zu lesen oder meinen Mund zu öffnen: »Verdammt noch mal, Steve, ich muss das nicht *proben!*« – »Ach, mach schon, wir wollen doch nur deinen Tonfall haben, nur dieses letzte Mal noch, dann entlasse ich dich zur Anprobe.« Und ich sitze da und schwitze und sage eine volle Minute lang kein Wort, während sie mich alle ansehen. Schließlich sage ich »Nein, ich kann das nicht« und gehe rüber auf die andere Straßenseite, um mich zu betrinken.) (Aber am Abend der Show überrasche ich alle, indem ich meinen Vorlesejob einwandfrei durchziehe. Die Produzenten sind verblüfft und führen mich mit einem Hollywood-Starlet aus, das sich als große Langweilerin entpuppt, die versucht, mir ihre Gedichte vorzulesen, aber Liebesworte will sie mir nicht zuflüstern, denn in Hollywood ist die Liebe käuflich.)

Also selbst diese erstaunlichen, langen Erinnerungen ans Leben, alle Zeit der Welt, um einfach dazusitzen oder zu liegen oder umherzuwandern und sich allmählich an all die Einzelheiten des Lebens zu erinnern, die nun, weil sie eine Million Lichtjahre weit entfernt sind, wie angenehme Filme im Kopf erscheinen (so muss es auch Proust in seinem abgeschirmten Zimmer empfunden haben), die man beliebig aufrufen und abspielen kann, um sie genauer zu betrachten – und sich daran zu erfreuen. Und ich stelle mir vor, dass Gott in diesem Augenblick dasselbe tut, seinen eigenen Film anschaut, und der sind wir.

Selbst als ich mich eines Nachts mit einem glücklichen Seufzen umdrehe, um weiterzuschlafen, aber mir plötzlich eine Ratte über den Kopf rennt, ist es

noch fabelhaft, denn dann nehme ich das Feldbett und lege ein großes breites Brett obendrauf, das beide Seiten bedeckt, sodass ich nicht länger in die einengenden Falten des Segeltuchs sinken kann. Auf das Brett lege ich zwei alte Schlafsäcke und dann meinen obendrauf, und schon habe ich das fabelhafteste rattenfreie Bett der Welt, und gut für den Rücken ist es obendrein.

Ich unternehme auch lange, neugierige Wanderungen, um herauszufinden, was noch alles in der anderen Richtung landeinwärts liegt, ein paar Meilen den Feldweg entlang, der zu abgeschiedenen Höfen und Holzfällerlagern führt ...

Ich gelange zu riesigen traurigen stillen Tälern, wo ich 50 Meter hohe Mammutbäume erblicke und manchmal ein kleines Vögelchen genau auf dem obersten Wipfelzweig, der senkrecht in die Höhe wächst ... Der Vogel balanciert da oben und überblickt den Nebel und all die großen Bäume ...

Ich sehe eine einzelne Blume an der Felswand nicken, weit drüben auf der anderen Seite des Canyons. Oder einen riesigen Knoten in einem Mammutbaumstamm, der wie Zeus' Gesicht aussieht. Oder einige der kleinen irren Geschöpfe Gottes, die in Bachmulden herumalbern (Wasserläufer). Oder ein Schild an einem einsamen Zaun, auf dem steht: »M. P. Passey, Betreten verboten«. Oder Farnterrassen im tropfenden Schatten der Mammutbäume. Und ich denke: »Ein weiter Weg, von der Beat Generation zu diesem Regenwald.«

Also wandere ich in einem Bogen wieder zurück nach Hause in den Canyon und den Weg hinunter an der Hütte vorbei und aufs Meer zu, wo der Maulesel am Ufer steht und unter der 300 Meter hohen Brücke

knabbert oder manchmal nur dasteht und mich aus großen braunen Paradiesaugen anstarrt.

Der Maulesel ist das zahme Haustier einer der Familien, die eine Hütte im Canyon haben. Wie gesagt, er heißt Alf und er wandert vom einen Ende des Canyons, wo der Koppelzaun ihn aufhält, zum wilden Meeresstrand, wo die See ihn aufhält. Bloß ein merkwürdig an Gauguin gemahnender Maulesel, wenn man ihn zum ersten Mal erblickt. Er hinterlässt seinen schwarzen Kot auf dem makellos weißen Sand, ein unsterblicher und urzeitlicher Maulesel, dem ein ganzes Tal gehört ...

Später finde ich schließlich heraus, wo Alf schläft, ein Ort wie ein heiliger Hain aus Bäumen in jener verträumten Aue aus Heidekraut. Also verfüttere ich Alf meine letzten Äpfel, die er mit großen vorsichtigen Zähnen in sein weiches, haariges Maul nimmt. Er beißt niemals zu, er schlürft meinen Apfel einfach aus meiner ausgestreckten Hand und mampft ihn mit traurigem Ausdruck, bevor er sich umdreht, um sein Hinterteil gegen einen Baum zu reiben, mit ausladend erotischen Bewegungen, die immer schlimmer werden, bis er schließlich mit einem ausgefahrenen Schwanz dasteht, der selbst der Hure von Babylon Angst machen würde, geschweige denn mir.

Allerhand merkwürdige und wunderbare Dinge, wie die bizarre Ripley-Situation eines riesigen Baums, der vor vielleicht 500 Jahren quer über einen Bach gestürzt ist und auf diese Weise eine Brücke gebildet hat. Das andere Ende des Stamms ist jetzt drei Meter tief in Schlick und Blattwerk vergraben, das ist schon merkwürdig genug. Aber aus der Mitte des

Baumstamms über dem Wasser wächst senkrecht ein weiterer Mammutbaum, sodass es aussieht, als wäre er in den Stamm eingepflanzt oder von Götterhand hineingesteckt worden. Ich kann es mir nicht erklären und starre dieses Schauspiel an, heftig kauend wie ein Collegejunge mit meinen Händen voller Erdnüsse (und nur wenige Wochen zuvor bin ich in der Bowery auf den Kopf gefallen) ...

Selbst wenn der Wagen eines Farmers vorbeikommt, stelle ich mir irre Dinge vor: Hier kommt Farmer Jones mit seinen zwei Töchtern und da bin ich mit meinem 20 Meter langen Mammutbaum unter dem Arm, spaziere langsam an ihnen vorbei und ziehe ihn hinter mir her, und sie staunen und fürchten sich: »Träumen wir etwa? Kann jemand so stark sein?«, fragen sie mich, und meine große Zen-Antwort lautet: »Ihr denkt nur, ich sei stark.« Und ich gehe weiter die Straße entlang und trage meinen Baum ... Darüber lache ich dann stundenlang im Kleefeld ... Ich überhole eine Kuh, die sich nach mir umdreht, während sie verträumt einen großen Fladen absetzt.

Zurück in der Hütte entfache ich das Feuer und sitze seufzend da, und Blätter rutschen raschelnd übers Blechdach. Es ist August in Big Sur.

Ich schlafe im Sessel ein. Als ich wieder aufwache, schaue ich geradewegs auf das dichte kleine verworrene Wäldchen vor der Tür und erinnere mich plötzlich von ganz früher daran, an genau dieses rundliche Baumgruppendickicht, Schaft für Schaft, jede einzelne Biegung, wie ein altes Zuhause. Aber gerade als ich mich frage, was dieser ganze Kuddelmuddel soll, *bum*, da schlägt mir der Wind die Tür vor der Nase

zu! ... Also komme ich zu dem Schluss: »Ich sehe nur so viel, wie die Türen mir zu sehen erlauben, offen oder geschlossen« ...

Und als ich aufstehe, füge ich laut hinzu, im Tonfall eines englischen Lords, den sowieso niemand hören kann: »Bringt man eine Sache erst einmal aufs Tapet, ist sie so gut wie erledigt, mein Herr«, und meine Aussprache ist näselnd und arrogant ... Und darüber lache ich während des gesamten Abendessens, das aus Folienkartoffeln besteht, die ich ins Feuer geworfen habe, und dazu Kaffee und Brocken von Frühstücksfleisch, am Spieß gegrillt, und Apfelmus und Käse.

Und als ich nach dem Abendessen wie immer die Lampe entzünde, um zu lesen, da kommt auch schon die allabendliche Motte, um allabendlich an meiner Lampe den Tod zu finden ... Nachdem ich die Lampe zeitweilig ausgemacht habe, sehe ich die Motte schlafend an der Wand. Sie hat nicht bemerkt, dass ich die Lampe wieder neu entfacht habe.

Übrigens ist es zwischenzeitlich jeden Tag kalt und bewölkt oder dunstig, nicht kalt, wie man es im Osten kennt, und jede Nacht herrscht absolutistisch der Nebel: keinerlei Sterne zu sehen ...

Aber auch das stellt sich als fabelhafter Umstand heraus, wie ich später erfahre, denn es ist die »klamme« Jahreszeit und die anderen Bewohner (Wochenendausflügler) des Canyons kommen an den Wochenenden nicht hier raus. Ich bin wochenlang vollkommen allein (denn später im August, als die Sonne den Nebel besiegt hat, bin ich erstaunt, plötzlich Lachen und Kratzen überall im Tal zu hören, das doch mir und mir allein gehört hat. Und als ich an den

Strand gehen will, um mich dort hinzuhocken und zu schreiben, treiben sich dort ganze Familien auf Ausflug herum, einige davon jüngere Leute, die ihre Autos einfach oben auf der Klippe bei der Brücke geparkt haben und heruntergeklettert sind) (einige davon in Wirklichkeit Banden herumbrüllender Strolche).

Der Sommernebel im Regenwald war also großartig und außerdem, als sich die Sonne im August dann durchsetzte, folgte eine grauenhafte Entwicklung: Schreckliche Windstöße brachen wie Sturm böen über den Canyon herein und ließen all die Bäume mit furchterregender Intensität brausen, die sich manchmal in einen dröhnenden Krieg der Bäume hineinsteigerte, der die Hütte erzittern ließ und mich aufweckte ... Das war tatsächlich eines der Dinge, die zu meinem Anfall von Wahnsinn beitrugen.

Aber der wunderbarste Tag von allen war derjenige, an dem ich völlig vergaß, wer ich war, wo ich war oder wie die Zeit verging, ein Tag mit bis über die Knie hochgerollten Hosenbeinen, im Bach watend, die Steine umschichtend und auch einige der Aststümpfe, sodass das Wasser dort, wo ich mich immer hinunterbeugte (nahe dem sandigen Ufer), um Krüge voll davon zu schöpfen, nun nicht mehr träge und flach über Schlamm dahinfloss, sondern als reiner, gurgelnd klarer Fluss heranrauschte, und auch tiefer als zuvor ...

Ich grub tief in den weißen Sand und schichtete die Steine darunter um, sodass ich dort nun einen Krug hineinhalten und die Öffnung dem Strom entgegenkippen konnte. Er füllte sich sogleich mit klarem, fließendem, algen- und insektenfreiem Trinkwasser. Einen Mühlgraben bauen nennt man das. Und weil

das Wasser jetzt so schnell und tief an dem sandigen Platz vorbeirauschte, musste ich eine Art Ufermauer aus Felsen gegen die Strömung bauen, sodass das Ufer nicht von ihr weggeschwemmt wurde.

Das habe ich gemacht, und dann habe ich die Außenseite der Ufermauer mit kleineren Steinen verstärkt. Bei Sonnenuntergang fange ich schließlich an, mit gesenktem Kopf über meinen schniefenden Anstrengungen (so wie ein Kind schnieft, wenn es den ganzen Tag gespielt hat) winzige Kiesel in die Zwischenräume zwischen den Steinen zu stecken, sodass sich kein Wasser hinüberschleichen kann, um das Ufer fortzuspülen. Eine perfekte Ufermauer, die ich mit einer Holzplanke bedecke, damit sich alle hinknien können, die herkommen, um ihr geweihtes Wasser zu holen.

Ich sehe auf von diesem meinem Tagwerk, an dem ich von Mittag bis Sonnenuntergang gearbeitet habe, und stelle erstaunt fest, wo ich bin, wer ich bin, was ich getan habe ... In völliger Einfalt, wie ein Indianer, der ganz allein in den Wäldern ein Kanu baut ...

Und wie gesagt, nur wenige Wochen zuvor war ich in der Bowery direkt auf den Kopf gefallen und alle dachten, ich hätte mich verletzt.

Ich mache also mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen das Abendessen und gehe dann hinaus ins neblige Mondlicht (der Mond sandte sein weißes Leuchten durch den Nebel hindurch) und sehe staunend das neue, rasche, gurgelnd klare Wasser mit seinen hübschen Lichtreflexen fließen: »Und wenn der Nebel verschwindet und die Sterne und der Mond nachts hervorkommen, dann wird das ein wunderschöner Anblick.«

Und solche Dinge ... ein ganzer Haufen kleiner Freuden, die mich erstaunten, als ich in die Fänge des späteren Schreckens zurückkehrte und sah, wie sie sich verwandelt hatten und unheimlich geworden waren. Selbst meine arme kleine hölzerne Plattform und der Mühlgraben. Als meine Augen und mein Magen nur noch Ekel kannten und ich mir mit tausend gestammelten Worten meine Seele aus dem Leib schrie ... Ach, es ist schwer zu erklären und das Beste, was ich tun kann, ist, nicht unaufrichtig zu sein.